

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

184 (9.8.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Phrasen

Phrasen gehören zum eisernen Bestand der Volkserziehung wie Senf zu warmen Würstchen. Und zu den Phrasen gehört wiederum, daß man sie nicht richtig weiß, was sie eigentlich bedeuten. Nimmt man die Reden eines gewissen Herrn Fritsch (Staatsminister) unter die Lupe, so wird man entdecken, daß es nicht die Phrasen sind, die man nicht versteht, sondern unsäglich viele von Phrasen, überliehen und erfundene, geflügelte und mikroverwandene. Die Phrasen der Phrasen ist ein ebenso notwendiges Studium wie das der Phrasen, Höhe und anderer Schablonen, da sie besonders in den Phrasen der Phrasen in Massen auftreten. Begibt man sich in eine Phrasenstudium, so wird man neben der Phrasen auch das Phrasenwort finden. Ist die Phrasen eine gedanklose Verzerrung der Sprache, so ist das Phrasenwort eine sprachliche Verzerrung der Phrasenlosigkeit. Die Phrasen tritt überall auf, wo zwei oder mehrere Menschen zusammenkommen, da sie aber auch in Zeitungen und Büchern auftritt, ist diese Hypothese abzulehnen. Man hat ihr Phrasenwort als Vorwissen bei Politikern, Verliebten und Schaubühnen feststellen können — die Untersuchungen darüber, ob diese Phrasen mit der Betätigungswelt der genannten Gruppen in Verbindung stehen, sind noch nicht abgeschlossen.

Die meisten Phrasen weisen ein beträchtliches Alter auf. Tausend Jahre ist der Durchschnitt, man hat aber schon solche von zweitausend und mehr Jahren aufgefunden. So führt z. B. der Ausdruck „halb mir aber den Daumen“ direkt auf die römischen Gladiatorenkämpfe zurück. Wurde ein Gladiator stark verwundet, so hob er den Zeigefinger, um das Volk zu bitten, ihn vom weiteren Kampf losszusprechen. Gewährte das Volk diese Bitte, so hielt es den Daumen nach unten. Im allgemeinen stammen die Phrasen wie viele Uebel aus dem Mittelalter. Wenn Frau Müller die Frau Müller beim Hausverwalter schlecht macht, ihr etwas „anhängt“, so greift sie damit auf das Mittelalter zurück. Im 14. Jahrhunderts wurde die Frau Müller nämlich in der Tat beschuldigt, dem Hausverwalter und freilichlichen Weibern etwas angehängt, nämlich ein Stein um den Hals oder ein Schandblech oder ein Zettel, auf dem der Grund der Bestrafung angegeben war. Auch der „Denkzettel“ war ursprünglich nicht ein Lo-Schlag, vielmehr betrafen in den Schulzeiten die Scholaren solche Zettel, die von den Lehrern an die Schüler verteilt wurden. Die Zettel waren Ermahnungen, die sie immer bei sich tragen mußten. Sind gewöhnliche Sterbliche mit Mittag fertig, dann sagen sie „Halbes Brot!“ Haben Minister diniert (und das tun sie gern), so sagen sie die Tafel auf! Das pflegten schon die Ritter seligen Gedenkens mit ihren Schönen zu tun, allerdings hatten damals die Schönen abnehmbare Platten, die nach jedem Gange fortgetragen und wieder zurückgebracht wurden, bis sie nach dem letzten Gange vollständig aufgehoben wurden. Aber nicht allein Minister tragen solche Platten, auch die Phrasen sind heute mißverständlich geworden. Wir sind heute auf den Hund gekommen! Sämtliche Hundeschäfervereine und Hundehaltervereine könnten darin eine Verunglimpfung des Hundes sehen, was wiederum ein Unrecht. Von vierbeinigen Dektoren ist nicht die Rede; in der allgemessenen Sprache des Hundes bedeutet „Hund“ — der schlechteste Wurf. Genau so wie man braucht jemand, der „von echtem Schrot und Korn“ ist, was wiederum ein Unrecht. Der Begriff stammt nämlich aus dem Wägenbau. Mit „Schrot“ bezeichnet man das Gewicht der Körner und mit „Korn“ ihren Feinheitsgrad an Gold oder Silber. Die verantwortlichen Stellen, „von echtem Schrot und

Korn, so wären die wirtschaftlichen Verhältnisse „unter aller Kanone“. Diese „Kanone“ hat weder etwas mit Kanonenkreuzer noch mit sonst einem kriegerischen Werkzeugs zu tun — sie bezieht sich auf den Canon der fünf Sünden, der heute noch in den Schulen gebräuchlich ist. War eine Arbeit völlig mißraten, so war sie „sub omni canone“.

Einer Schiekerei verdankt auch die Stadt Hornberg im Schwarzwald ihre Bekanntheit. Denn nimmt eine große Sache einen kleinen Ausgang, dann geht sie aus wie die Hornberger Schiekerei. Die Hornberger wollten nämlich einmal ein großes Schieken veranstalten und machten gewaltige Vorbereitungen und luden alle Welt zum Feste ein. Sie hatten auch wirklich für alles gesorgt. Nur eines hatten sie vergessen: das Pulver.

Allerlei

Sichelförmige Koferrmesser. Die ältesten Koferrmesser, die die Wissenschaft kennt, gehören der Steinzeit an. Sie bestanden aus Obsidiansteinen. Man hat sie in Gräbern gefunden. In der Bronzezeit wurden dann in Südeuropa, Italien, Griechenland zweifelhafte Bronzerasterrmesser gefertigt. Die jetzt wie Schwerter aussehenden Später traten eisenerbeige an ihre Stelle. Die Koferrmesser waren im Norden allgemein verbreitet und hatte eine Form, die an die Sichel erinnert.

Bakterienvernichtung durch Elektronenkanonen. In den bakteriologischen Laboratorien der amer. Universität Cincinnati wurden kürzlich hochinteressante Experimente durchgeführt, die der

Vernichtung von Bakterien durch Elektronen galt. Man hat für diesen Zweck sogenannte „Elektronenkanonen“ geschaffen, mit denen man im Hochvakuum die Bakterienherde zerstören kann. Da sich Elektronenströme nur im luftleeren Raume künstlich herstellen lassen, mußte das Experiment in einer Vakuumröhre durchgeführt werden. Dabei soll es gelungen sein, umfangreiche Mengen verschiedenartiger Bakterien mit einem Schläge zu vernichten. Gleichzeitig konnte man dabei feststellen, daß die Geschwindigkeit der Elektronen für den Erfolg von ausschlaggebender Bedeutung ist, wobei die Mindestgeschwindigkeit rund 55 000 Kilometer in der Sekunde beträgt.

Ein Internationales Esperanto-Institut zum Studium der Welt-Hilfssprache Esperanto und zur Ausbildung von Esperantolehrern für alle Länder der Erde wird demnächst im Haag eröffnet werden. Esperantisten aus Deutschland, Schweden, Norwegen, Ungarn, Lettland und Estland arbeiten im Haag bereits an der Organisation des Institutes, das Ende Juli einen Esperantofesttag für Vadaagoen aller Länder organisieren wird.

Eine literarische Leistung in einem Worte. Der französische Diplomat Ferdinand Bicomte de Lesseps (1805—1894), der Erbauer des Suez-Kanals, wurde 1885 zum Mitglied der Academie francaise ernannt. In einer Künstlergesellschaft meinte damals eine Dame, der Mann verdiene die Auszeichnung gar nicht, da er nichts geschrieben habe. *N a t o l e F r a n c e* entgegnete hierauf: „Wenn auch keine schriftstellerische Tätigkeit sich lediglich auf die Unterschrift der Aktie der Suezgesellschaft vom Suezkanal beschränkte, so hat er damit beileibe mehr „geschrieben“ als so mancher Dichter unjener Zeit!“

Zirkus

Von Etienne Gril.

S. J. Barhum, der Direktor des „Kleinen Zirkus“, rief sich die Hände. Er bereitete eine Verwaltungssitzung ein, und als sich die guten alten Köpfe zu ihm erhoben, hielt er ihnen folgende Rede: Meine Herren, leitem Jahre befindet sich der „Kleine Zirkus“ — die größte Arena der Welt — (ich werde den überfegen, der den geringsten Zweifel daran äußert) in einem Kampf mit geschildeten Dolden, einem Kampf auf Leben und Tod mit dem „Allerkleinste Zirkus“, der nicht behauptet, uns zu gleichen, sondern sogar glaubt, uns zu übersteigen. Der Kampf ist auf dem Höhepunkte — ich habe würdige Gegner, aber sie sind erledigt, denn ich glaube, sie haben sich endgültig erschöpft mit ihrer Nummer „Der Mann, der die Lebern isst“, sie haben „die Frau mit dem verkehrten Blutkreislauf“ gebracht und 50 Tage nach dem unfer „Kleiner Zirkus“ mit dem „Titan auf dem Meeresgrunde“ Erfolg hatte, kündigte der „Allerkleinste Zirkus“ — ich weiß auf den Namen! — an: „Das Weiden, das auf den Monden lebt.“

Als ob der Mond über ihnen war, das die Zuschauer sind so klug wie Esel. Und was die Kellame anbelangt, so gab es immer Uebererzählungen, wenn einer von uns der Welt seine Wunder ankündigte. Ich nenne nur, um daran zu erinnern, die wunderbaren kleinen Geschichten, die, sobald man sie nur flüchtig mit der Messerspitze berührt, auf dem Zeller zerfallen und in ihrer weislichen Masse zerfallen: „Das größte Schauspiel bietet der „Kleinste Zirkus“.“ Es sind wunderbare und aufstrebende Genies! Aber keiner von uns wird seine Träume länger als 50 Tage ausstehen können. Ich habe Sie nicht zusammengewürfen, um Ihnen Vergnügen zu erzählen, sondern weil ich glaube, die beste Nummer, die allergrößte Sensation gekunden zu haben, Esisären, die während der Vorstellung einen Zuschauer treffen werden. Famos, was? Und was die Kellame betrifft, ich folgendes: Ich lasse große Plakate an die Wände kleben mit der mysteriösen Aufschrift: „Wo werdet Ihr am 25. Mai das größte Schauspiel sehen?“ Und zehn Tage später klebe ich darüber ein anderes Plakat, das die stärkste Neugier betriebliegen wird:

Am 25. Mai leben Sie den Weiden Esisären, im „Kleinen Zirkus“, der in jeder Vorstellung einen Zuschauer verschlingt. Das wird eine Million kosten, aber die Aktionäre werden es be-

zahlen, denn der „Allerkleinste Zirkus“ wird dann geschlagen sein! Wenn Sie nicht wollen, so behalte ich Sie hier, um den Esisären eine kleine Freude zu machen, für den Fall, daß sich an den ersten Abenden kein Zuschauer findet, der ans Verschlingenwerden gewöhnt ist.

S. J. Barhum rief sich wieder die Hände, schnitt die Spitze seiner Zigarre ab und ging hinaus, mit geschwelltem Bauch, wie ein zufriedener Förstler, der keine Sorgen mehr kennt. Auf der Straße sah er lächelnd seinen Leuten zu, die schon die geheimnisvollen Plakate ankleben. Sie klebten sie auf die Mauer, die Türen, die Fenster, trotzdem ein Vorübergehender und ein Schamane ihnen sagte, das sei nicht erlaubt. Die Zettelankleber waren aber so eifrig, daß sich ab und zu etwas Kleister auf den Gesichtern der Zuhörer lag, aus der sich ansammelnden Menge wiederfand, aber sie taten, als sei nichts geschehen.

S. J. Barhum war zufrieden und stolz auf seine Idee. Aber am nächsten Tage war er müde. Als er von daheim fortging, bemerkte er an seinem Hauje gegenüber eine Menge Menschen vor den Plakaten.

Neugierig ist der gute Geist eines Zirkusdirektors, dachte er, aber diese Bande wird vor dem Abend nichts erfahren! Ein vorübergehender Mann sagte zu seiner Frau: Wir werden hinaehen!

S. J. Barhum hielt ihn am Armel fest und fragte ein wenig spöttisch: Wissen Sie denn auch, wohin Sie am 25. gehen sollen? Aber gewiss, mein Herr, nämlich dahin, wohin auch Sie gehen werden, wenn Sie dieses Plakat dort gelesen haben werden!

S. J. Barhum wurde unruhig. Er bekam Nackenstöße von den Leuten, die ihn nicht so schnell hindurchlassen wollten, wie er gern mocht. Als er endlich vor dem Plakat stand, rief er, als er gelesen hatte, ein lurchbares Wutgeheul aus. Dort stand nämlich:

Am 25. Mai müßt Ihr unbedingt leben: Die grauen Esisären, die Schwiegermütter fressen! Das größte Schauspiel im Allerkleinste Zirkus. In jeder Vorstellung wird eine Schwiegermutter verschert! (Deutsch von Gerh. Schäfer.)

Die Himmelschühe

Novelle von Louise Schulte-Brüd
Copyright by Hesse u. Becker Verlag, Leipzig
(Nachdruck verboten.)

Und gehen 10, 20 Jahre darüber her, dann fällt der Grabstein um und noch einmal 20, dann ist, was hier unten von uns war, ausgetilgt und weiß kein Mensch mehr von dem hiesigen Kram. Und wenn es dann so wäre, daß Ihr da oben ein Guckfenster aufmachen könnt und könnt auf die Erde heruntersehen, heißt das, wenn man noch Lust dazu hätte, dann wäre Euch das all wie ein Guckfenster, darin die Dinge herumkabbeln und sich plagen und nicht lassen, und Ihr schlast das Guckfenster wieder zu und kimmert Euch nicht mehr darum. Und wenn Ihr sehen könnt, daß Eure Kindesfinder sich vielleicht plagen müssen mit allem Kummer und Pein, dann leht Ihr von da oben, daß man alles im Grund nur ganz kleiner Kummer und Pein ist, und wenn alles nicht lang und muß so sein, weil der Mensch kein Guckfenster haben muß und weil jeder sich seine meiste Plage selber macht. Und wird seinem mehr aufgelagt, als er tragen kann. Ihr habt starke Schultern, Lies, Ihr könnt ein ganz viel tragen, und habt es ja auch fest und aufrecht getragen. Und wenn mir die Lisset gefordert wär, Herr Doktor? Und wenn dem Frans seine Leut mich verschimpfen und um die Eär

Die Tage gingen ins Land, schwere Tage für die Busche-Lies. Die Lisset erhobte sich nur ganz langsam, sie lag so bloß und schmal und still in ihrem Bett, das es ein wahrer Zammer war. Weißt ihr, sie war sich hin, ganz teilnahmslos oder als ob sie schwer über etwas arbeitete. Der Frans hatte auf sein lebendiges Bitten einmal zu ihr herein geburt, freilich nur für einen Augenblick. Sie hatte ihn erst mit froh aufleuchtenden Augen angesehen, aber nur ein paar Sekunden, dann hatte sie sich abgemerkt, etwas gemurmelt wie „mein Vater“ und mit der Hand geminkt, er solle gehen. Der war ganz betrübt hinausgeschlichen und hatte draußen angstvoll die Lisset gefragt, was denn mit der Lisset sei. Aber die hatte ihn fast beschämend: das sehe er ja; die erinnere sich, wie sein Vater da hineingekommen sei und sie beschuldigt habe. Das habe sie ja gehört, gerade wie sie wieder ein bißchen zu sich gekommen sei, und dann sei sie ja auch so schlimm geworden!

Auch sonst hatte die Lisset ihre Gedanken. Sie kamen freilich der Wahrheit nicht nahe. Denn das die Lisset die Nacht kommt aus dem Haus gewesen sein, daran dachte sie gar nicht. Immer wieder von neuem stieg ihr der Ingrimm auf, wenn sie wieder darauf kam, wie der Halsen-Bauer sie beschimpft hatte.

Und das Testament fand sich nicht. Das ganze Haus hatten die Verwandten von oben bis unten durchsucht; im Dorf erschäkten sie sich, daß sie sogar die Dachbarnen aufgehoben hätten und durchstöbert. Genus Spinnweben und Gemüße hatten sie gefunden, aber nicht einen Fetten Panier. Und wenn die Busche-Lies zum Dorfkrämer ging um Mehl oder Salz, dann wurde sie angefaßt, aus der Fenstern hielten die Köpfe und sogen sich schnell wieder zurück; wo zwei Weiber standen, hüsterten sie und tuschelten und sahen die Lisset feindselig an. Das war wie eine unsichtbare Verschönerung gegen sie, ein Etwas, das man nicht reden konnte, nicht widerlegen, nicht zerstreuen. Und all das kam ihr von den Halsen. Aber etwas anderes war auch da. Was ihr der Doktor damals gesagt hatte, das hatte sich ihr wie mit feurigen Buchstaben eingeprägt: „Was liegt dran, was auf dem Grabstein steht; da liegt nur was dran, wer drunter liegt.“ Das fiel ihr jetzt immer wieder ein, darüber sinnierte sie in den langen Tagen, wenn sie am Bett der Lisset saß und an ihrem Strumpf strickte, daran dachte sie in den Nächten, wenn sie keinen Schlaf finden konnte und hinüberhorchte nach ihren letzten Atemzügen.

Dem Halsen-Bris, dem war jetzt kein Urteil gesprochen da oben, der hatte sich jetzt vor dem Stärkeren beugen müssen, vor dem, der

Bersen und Nieren durchforcht, und vor dem das Geheimste autage kam. Da kam kein Menschenwerk mehr gegen an, das war fertig und abgetan. Dem Halsen-Bris, dem war sein Recht geschehen jetzt, so oder so. Mit dem hatte sie jetzt nichts mehr zu tun, jetzt hatte sie mit den Leuten im Dorf fertig zu werden und mit sich selber.

Mit sich selber. Und das war es, was ihr nicht gelang. Erst leise, dann immer stärker reate sich was in ihr, bobrte in ihr, machte sie: „Du, du hast was Unrechtes getan, hast dich in deinem Amt und Geschäft verfehlt, hast verümt, was vor Gott und Menschen deine Pflicht und Schuldigkeit gemein wäre, hast einem Toten vorenthalten, was du ihm schuldig gewesen wärest zu tun. Und wenn es drauf ankommt, wer unter dem Grabstein liegt, dann liegt einmal unter deinem eine, die nicht vor sich selber beschien konnte.“

Dagegen bäumte sie sich auf mit aller Gewalt. Das war ihr Recht, das war ihre Sache, das war noch nicht der hundertste Teil von dem, was ihr der Halsen-Bris angetan hatte. Aber dann bobrte das wieder: Ja, dem Halsen-Bris, dem war das zu Recht geschehen — hundertmal zu Recht — aber wenn einer einen umbringt, der hundertmal den Tod verdient hat, darum ist er doch ein Mörder!

Und so strammte sie sich dann auch aufrichtete, sich fest machte und straff — es war ihr doch, als ob eine Faust ihr in den Nacken griffe und sie drückte und niederhielt.

Sie sorgte sich auch um die Lisset, daß die sich nicht besser erhalle. Und sie sah, der Doktor sorgte sich auch. Er schüttelte bedenklich den Kopf, wenn er sie so bloß und still sah und ihren Puls fühlte, verordnete allerhand stärkende Mittel, kam alle paar Tage. Und als die Lisset endlich aufstand und anfang, wieder im Haus umher zu gehen, da kam er doch immer noch. Das Mädchen war wie ausgewechselt. Sie hatte etwas Schönes, Anstündliches in ihrem Wesen. Vor die Tür ging sie gar nicht. Sie sah hinten in dem kleinen Gärtchen in der Juli-Sonne und froz doch, fuhr zusammen, wenn ein Schritt in die Straße entlang kam, sah ihre Mutter von der Seite ängstlich forschend an, wenn sie von ihren Gängen aus dem Dorf heimkam. Des Abends fieberte sie, und das wollte und wollte nicht besser werden. Der Doktor meinte, vielleicht sei ihre Erinnerung an den Tumult damals verworren, bedrückte sie, spielte ihrer Phantasie etwas Schlimmes vor. Die Lisset sollte einmal vorsichtig forschen, versuchen, was sie wisse. Und das veruchte diese denn auch. Aber so leise sie auch tastete, die Lisset wurde beim ersten Wort *leber* unruhig, totenblau und stierend sah sie da, und die Mutter mochte gar nicht mehr, ein Wort darüber zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)